

René König Schriften. Ausgabe letzter Hand | 4

René König

# Niccolò Machiavelli

Zur Krisenanalyse einer Zeitenwende

*2. Auflage*

 Springer VS

René König Schriften. Ausgabe letzter Hand

Band 4

Reihe herausgegeben von  
Heine von Alemann  
Köln, Deutschland

Hans-Joachim Hummell  
Duisburg, Deutschland

Oliver König  
Köln, Deutschland

Hans Peter Thurn  
Düsseldorf, Deutschland

Mit der Edition der Schriften wird der Versuch unternommen, dieses inhaltlich reiche und formal vielgestaltige Lebenswerk René Königs erstmals im Zusammenhang vorzustellen und der Öffentlichkeit in geschlossener Form zugänglich zu machen. Dabei werden die wichtigsten deutschsprachigen Bücher jeweils in der Fassung letzter Hand ediert, wird eine Vielzahl von Abhandlungen in thematischer Gruppierung neu veröffentlicht, sollen bisher weit verstreute Studien, zum Teil auch bisher unpublizierte Arbeiten, ihren angemessenen Platz in der Gesamtedition finden. Jede der aufgenommenen Schriften wird ungekürzt und in der Form präsentiert, die René König selbst ihr gegeben hat. Mit diesen Editionsprinzipien und der Gesamtanlage nach stellen die „Schriften“ René König in authentischer Weise als bedeutenden deutschen und international renommierten Gelehrten des 20. Jahrhunderts vor sowie als namhaften Neubegründer der Soziologie in der Periode der Rekonstruktion einer zivilen demokratischen Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland und Europa.

Weitere Bände in der Reihe <https://link.springer.com/bookseries/12709>

René König

# Niccolò Machiavelli

Zur Krisenanalyse einer Zeitenwende

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von  
Hans Peter Thurn

2. Auflage

 Springer VS

René König  
Köln, Deutschland

Hans Peter Thurn  
Düsseldorf, Deutschland

Frontispiz: René König Mitte der 1930er Jahre in Florenz auf der Piazza della Santissima Annunziata vor dem von Filippo Brunelleschi entworfenen Ospedale degli Innocenti an einem 1627 von Pietro Tacca gestalteten Brunnen mit phantastischen Meerungebüen. (Foto: Privatbesitz der Familie König)

René König Schriften. Ausgabe letzter Hand  
ISBN 978-3-658-28218-9 ISBN 978-3-658-28219-6 (eBook)  
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-28219-6>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2013, 2022  
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.  
Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Cori A. Mackrodt  
Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.  
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany



*In Memoriam Ernst Howald*

# INHALTSVERZEICHNIS

|  |     |
|--|-----|
| <b>Santa Croce</b>   | 1   |
| <b>Die Legende</b>   | 11  |
| <b>Durchbruch zur Wirklichkeit</b>   | 25  |
| <b>Zur Krisenstruktur der Renaissance</b>  | 39  |
| <i>Leben in Tatsächlichkeit oder neue Weltflucht?</i>  | 39  |
| <i>Die Auflösung der mittelalterlichen Welteinheit und ihre politischen Folgen für Italien</i> | 47  |
| <i>Die garantierte Welt</i>  | 57  |
| <i>Die „entlehene“ Ordnung des Humanismus</i>  | 64  |
| <i>Der Kompromiss mit der Tatsächlichkeit</i>  | 69  |
| <i>Auf dem Wege zu einer politischen Ästhetik</i>  | 72  |
| <b>Die Praxis des Tatsächlichen</b>  | 91  |
| <i>Ludwig XII. oder die Macht</i>  | 99  |
| <i>Cesare Borgia oder die Virtuosität der politischen Taktik</i>                               | 101 |
| <b>Das Exil</b>  | 119 |
| <b>Die Discorsi oder Der Entwurf einer Krisenanalyse</b>                                       | 137 |
| <b>Der Principe oder Die Utopie des freien Italiens</b>  | 165 |
| <i>Anhang über virtù und fortuna</i>   | 182 |

|   |     |
|---|-----|
| <b>Ironie und Waffen</b>  | 191 |
| <i>Ironie...</i>  | 192 |
| <i>... und Waffen</i>   | 195 |
| <i>Das Ende</i>   | 198 |
| <b>Das Problem der Form</b>   | 207 |
| <b>Bibliographischer Anhang</b>   | 221 |
| <i>Die Machiavelli-Ausgaben</i>   | 221 |
| <i>Literatur über Machiavelli, seine Fortwirkung,<br/>seine Zeit und über einzelne Probleme seines Werkes</i>   | 222 |
| <b>Über die Entstehung dieses Buches</b>  | 225 |
| <b>Besprechung von Hans Freyer: Machiavelli,<br/>Bibliographisches Institut, Leipzig 1938</b>   | 233 |
| <b>Besprechung von Carl Schmitt: Der Leviathan in der<br/>Staatslehre des Thomas Hobbes. Sinn und Fehlschlag<br/>eines politischen Symbols, Hanseatische Verlagsanstalt,<br/>Hamburg 1938</b> | 241 |
| <b>Notiz über die verschiedenen Interpretationsweisen<br/>von Niccolò Machiavelli</b>   | 249 |
| <b>Editorische Notiz</b>  | 257 |
| <b>Nachwort von Hans Peter Thurn: Metaphern und Mythen der<br/>Macht. Zu René Königs Machiavelli-Deutung</b>  | 259 |
| <b>Personenregister</b>   | 301 |



## Santa Croce

Florenz ist die Stadt, in der Geschichte immerfort währende Gegenwart ist. So braucht es keine umständliche Veranstaltung, um das längst vergangene Leben eines Florentiners zu erfassen, es genügt, wenn einer mit offenen Augen durch die Stadt wandelt. Der unsterbliche Geist Toskanas hat es verstanden, alles, was vergangene Generationen geschaffen haben, in klugen Verhältnissen derart anzuordnen, daß man im Gehen den innersten Geheimnissen dieser Stadt ganz nahe zu sein meint. Vielleicht daß dabei die Liebe mitwirkt, mit der die Söhne von Florenz ihre Heimat umfingen, sodaß ihre Hervorbringungen niemals sterben können, auch wenn einzelne Florentiner gelegentlich heftig und gehässig über ihre Vaterstadt herfielen. Aber man tadelt wahrhaft nur da, wo verletzte Liebe im Spiel ist. Wo jedoch eine große und reiche Liebe im Schaffen lebendig ist, da kann kein noch so ferner Betrachter gleichgültig bleiben und indem er schaut belebt sich die starre Fassade des endgültig und für immer Geschaffenen, hinter den abgeklärten Formen werden menschliche Gesichter sichtbar, die mit zärtlicher Sorge, mit undurchdringlichem Hochmut, mit selbstbewußtem Stolz, aber auch mit zerquältem und vergrämtem Herzen ihr Werk in die Zukunft begleiten und in einem glücklichen Moment ganz unbefangen mit dem Betrachter Zwiesprache pflegen, wie auch der geschäftige Florentiner der Gegenwart doch nie so eilig ist, daß er kein Auge hätte und kein Ohr für die lebendige Hintergründigkeit seiner Stadt. Gewiß ist auch Bewunderung am Werk in dieser Beziehung; Bewunderung hebt aber allzu oft die innere Zwiesprache wieder auf. Und wie der heutige Florentiner noch immer die Sprache Dantes spricht, sodaß die „lingua toscana“ nicht nur Würde, sondern auch Leben hat, so bleibt auch in seiner Bewunderung die innere Vertrautheit mit der Umgebung erhalten. Wenn wir uns dem Florentiner Niccolò Machiavelli in einer Weise nähern wollen, die dieser florentinischen Atmosphäre gemäß ist, so tun wir am Besten, durch die Straßen von Florenz zu gehen. Nirgends

ist hier bloßer Schutt der Vergangenheit, jeder Winkel ist gemeistert von dem Reichtum eines Lebens, das sich in der Gegenwart mit der gleichen Rückhaltslosigkeit offenbart wie nur je in irgendeiner fernen Vergangenheit.

Wenn man in Florenz die Piazza della Signoria durch die Via dei Gondi und anschließend durch den Borgo dei Greci verläßt, gelangt man in wenigen Minuten zur Piazza di Santa Croce, einem großen langgestreckten Platze, der an seiner südöstlichen Schmalseite abgeschlossen wird durch die weiträumige Franziskanerkirche von Santa Croce. Es ist jene Kirche, deren Kapellen an der Chorseite die schönsten Fresken von Giotto und seinen Schülern enthalten, vor allem den Zyklus der Lebensgeschichte des Heiligen Franz in der Kapelle Bardi mit der unendlich rührenden Beweinung des Heiligen durch seine Ordensbrüder. Es ist auch jene Kirche, deren erster Kreuzgang durch die Pazzi-Kapelle von Brunellesco abgeschlossen wird, der glücklichsten Lösung eines strengen Zentralbaus aus lauter einfachen geometrischen Verhältnissen, den später Michelangelo in der Sakristei von San Lorenzo nachahmte, der Gruft des Mediceischen Hauses. Seit dem Ende des XIV. Jahrhunderts wurde die Kirche von Santa Croce zudem mit Ehrengräbern berühmter Florentiner geschmückt, ein überwältigendes Pantheon mit der Fülle seiner Namen. Gehen wir das rechte Seitenschiff entlang, so treffen wir zunächst auf das Grabmal Michelangelos nach einem Entwurf Vasaris. Es folgt das Grabmal Dantes, an den schon ein Marmorstandbild auf dem Platz vor der Kirche erinnerte; eingegraben auf dem Sockel stehen die Worte – nunmehr auf Dante selbst gewendet – mit denen er im Inferno seinen Führer Vergil ehrt: „Onorate l'altissimo poeta“. Nach einem Denkstein für Vittorio Alfieri gelangen wir schließlich an das Grabmal Machiavellis. Der Stein selber bietet nichts Besonderes, wohl aber die Inschrift:

Tanto Nomini Nullum Par Elogium,

Kein Ausdruck des Lobes erreicht die Fülle solchen Namens. Selten weiß die Nachwelt ihre Toten so zu ehren, daß der Stein nicht nur das Zeichen für ein Grab ist, sondern dem Entschwundenen ein Nachleben sichert. Anders hier. Es ist nicht der „poeta“, der geehrt wird, und damit das Werk, auf das der Dichter nur ein Hinweis ist. Vielmehr ist hier der Name über das Werk hinausgewachsen, selbst über den Menschen, der physiognomisch völlig unfäßbar bleibt. Denn die bunte Terrakottastatue von Florenz gibt ein ebenso ungenügendes Bild von ihm wie die wenigen Ölbilder, die durchaus verschiedene Menschen darzustellen scheinen. Die in den letzten Jahren mehrfach aufgetauchten Totenmasken dürften gerade durch ihre Häufigkeit einen gewissen Verdacht gegen sich erregen, sodaß eigentlich nur ein kleiner, bescheidener Holzschnitt auf der Trinoschen Ausgabe von 1540 bleibt, der aber sicher nach seinem Tode angefertigt wurde; dieser Holzschnitt wurde später auf der Ausgabe der sogenannten „Testina“ wiederholt. Machiavelli hat das Schicksal gehabt, vor allem als Name in die Geschichte einzugehen,

womit seine Wirklichkeit von vornherein legendenhaft verschleiert wird. Die Wirklichkeit seines Lebens und Schaffens bleibt genau so unfaßbar wie sein Gesicht. Vielgenannt, gelobt und gelästert, verklärt und verfehmt, so lebt sein Name in der Geschichte und zwar derart, daß Lobredner und Richter über dem Bereden seines Namens es völlig vergessen konnten, ihre Aufmerksamkeit seinem Werke zuzuwenden. Dies ist um so verwunderlicher, da Machiavelli sicher einer der erstaunlichsten Prosaisten italienischer Zunge ist. Aber selbst dies wurde übersehen vor der Verführungskraft des Namens, der wie mit einem magischen Spiegel die Nachfahren gebannt hielt, sodaß man eigentlich erst seit wenig mehr als hundert Jahren sein Werk zur Hand genommen hat, schließlich das Einzige, was ein Mann vor dem Tribunal der Geschichte vorzubringen hat, um sich auszuweisen.

Wir werden uns fragen müssen: wer ist nun wirklich dieser Mann, was enthält dieses Werk, daß in dieser wild wuchernden Weise die Legende seine Wirklichkeit verschüttete? Damit stellen wir uns auf die Seite derer, die von einem „Geheimnis“ Machiavellis sprechen. Und in der Tat ist da eine Überfülle geheimnisvoller Beziehungen, die allein auf dem Gang durch Santa Croce von allen Seiten sich uns aufdrängen. An der Schwelle des Mittelalters zur Renaissance, noch ganz streng gebunden, sah Dante das große Unheil über das Abendland und Italien kommen und schuf für sich und die Nachwelt das Bild von der trauernden Witwe Roma, die später auch Machiavelli zu neuem Leben zu erwecken suchte. Der Heilige Franz erlebte in der Gottinnigkeit einer kleinen Sekte das Neuerwachen des in der kirchlichen Organisation ersticken Lebens der Religion, ein Erlebnis, das trotz aller Priesterfeindschaft in Machiavelli an einem ganz entscheidenden Punkte seines Denkens die Hoffnung weckte, es sei auch das Leben der Nation nach religiösem Vorbild durch eine neue Innerlichkeit zu retten. Michelangelo hingegen vollendete die Befestigung von Florenz, die Machiavelli hatte unerledigt liegen lassen müssen, nachdem er paradoxerweise zum Aufseher über die Festungsarbeiten ernannt worden war, obwohl er immer und immer wieder behauptet hatte, nur aus einem Aufschwung der Innerlichkeit und des dynamischen Verteidigungswillens sei das Land zu schützen, nicht aber durch noch so widerstandsfähige Mauern und Türme. Der Dichter Alfieri aber sollte in Italien um die Wende zum XIX. Jahrhundert das entscheidende Wort sagen, um Machiavelli für die Erneuerung Italiens, für das Risorgimento, einzusetzen, nachdem jahrhundertlang die schwere Nacht der Geschichte über dem unglücklichen Lande gelastet hatte. In einer Linie der Seher, der Baumeister, der verklärte Heilige, der Dichter und zwischen ihnen der Staatsdenker. Was soll Machiavelli in solchem Kreise? Und welche Beziehungen bestehen schließlich zu Brunellesco, der die große Unruhe der Renaissance und die gefährlich aufgerissene Reizbarkeit der Menschen im ausgehenden Mittelalter zähmte und dem Gottesdienst die starre Disziplin eines in lauter einfachen geometrischen Verhältnissen sich aufbauenden Tempels überwarf? Zahllose Fragen, zahllose Rätsel. Es bedarf schon einiger Mühe, um nur

die allgemeinsten Umriss der Gesamtgestalt Machiavellis aus dem Nebel herauszulösen, den die Geschichte und die Ausdeutung der Späteren um ihn bildeten.

Dies ist aber nur die allgemeine Gestalt Machiavellis in ihren Beziehungen zu den großen Stationen italienischer Geschichte. Greifen wir erst zum Werk, so verwirrt sich das Bild noch mehr. Häufig schon wurde auf den Widerspruch der Werke untereinander hingewiesen; die Discorsi über die erste Dekade des Titus Livius gäben eine Analyse der freiheitlich regierten Republik, das Buch vom Fürsten hingegen die Analyse einer reinen Gewalt-herrschaft. Dann erhob sich die Frage nach dem eigentlichen Gegenstand seines Interesses. Wollte er einzig eine Beschreibung dessen geben, was ihn rings umgab? Gab er Vorschriften für die Fürsten seiner Zeit? Wollte er nicht vielleicht gegen die große Verkommenheit der vielen kleinen Renaissance-fürsten polemisieren? Trug er nicht eine literarische Maske, insbesondere in seinem Buch vom Fürsten, und wollte nur sagen: seht, so sind die Fürsten, die euch beherrschen? Lebte er nur, wie man seit Ranke und Macaulay zu sagen gewohnt ist, mit und aus seiner Zeit? Lebte er nicht auch gegen seine Zeit und suchte mit aller Macht, die seinem leidenschaftlichen Herzen eignete, aus seiner Zeit zu entfliehen? In die Vergangenheit als Humanist? In die Zukunft als der Prophet eines freien Italiens? War Machiavelli der Realist der Staatsraison? War er ein Weltflüchtiger wie die das Mönchswesen des Mittelalters erneuernden Heiligen Franz und Dominikus? Aus jeder Frage löst sich ein ganzes Deutungssystem des Machiavellischen Werkes, aber wie die Fragen so widersprechen einander auch die Deutungen, immer ist in ihnen nur ein Teil des Werkes lebendig.

Trotz dieser so verschiedenen Blickweisen, die an Machiavelli herangetragen wurden und ein einheitliches Bild nicht zustande kommen ließen, strahlte unvermindert eine faszinierende Kraft von ihm aus, daß immer wieder die Menschen angelockt wurden, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Vor allem aber wandten sich diejenigen mit ganz besonderem Interesse ihm zu, die in seinem Werke unmittelbar angesprochen wurden, die Herrscher und Fürsten aller Zeiten und Länder. Wobei je nach der sagenhaften Größe oder abenteuerlichen Verruchtheit oder noch der allgemeinen Umstrittenheit eines Fürsten die mannigfaltigsten Lichter und Schatten auf die Machiavellillegende fallen. So heißt es, Karl V. von Spanien und sein Hof hätten Machiavelli gekannt und eifrig studiert, ebenfalls Katharina von Medici. Von Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich sagt die Überlieferung, sie hätten Machiavelli auf sich getragen, als sie ermordet wurden; gerade dieser Ausdruck mahnt jedoch zur Vorsicht, denn der legendarische Charakter dieser Nachricht äußert sich eben auch darin, daß „Machiavelli auf sich tragen“ in einer bestimmten Zeit nichts anderes ist als der Ausdruck für eine besondere herrscherliche Haltung, die im übrigen hier nicht näher zu umreißen ist. Dabei wächst schon hier die Machiavellillegende überall über sich hinaus, indem auch der Königsmörder Ravailiac als von Machiavelli inspiriert

angesehen wird. Unabsehbar ist die Reihe der Fürsten und Staatsmänner, deren Name in der Folge mit Machiavelli in Zusammenhang gebracht wurde: die Könige von England seit der Reformation, Richelieu und viele andere mehr. Es gibt eine französische, 1683 in Amsterdam gedruckte Übersetzung des *Principe*, die mit Notizen von der Hand der Exkönigin Christine von Schweden versehen ist. Bleibt sie in ihrer Haltung unentschieden, so fällt im XVIII. Jahrhundert Friedrich der Große mit ungeheurer Leidenschaft über Machiavelli her, während nach der französischen Revolution die europäische Öffentlichkeit Napoleon I. als den tatkräftigen Vollzieher der machiavellischen Doktrin ansah. Das revolutionäre Frankreich war dagegen eher geneigt, den Fürsten Metternich mit seiner reaktionären Politik des Machiavellismus zu zeihen. Diese Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen, die Namen wandeln sich mit den Zeiten und den Umständen. Nur ein einziger Name wird als Prototyp für die Lehren Machiavellis durchgehend durch alle Epochen genannt, das ist Cesare Borgia. Er lebt durch die Zeiten als der Künstler der Verruchtheit, dem das Leben eines Menschen weniger wog als eine Dosis des berühmten weißen Pulvers, mit dem die Borgia ihre Feinde ins Jenseits beförderten. Immer wieder taucht hinter Machiavellis *Principe* das Bild Cesare Borgias auf, wie er einherschreitet, Greuel über Greuel häufend, angetan mit einem Waffengehänge von grüner Schlangenhaut, von dem an der Hüfte neun goldene Schlangenköpfe herabhängen, voller dämonischer Anziehungskraft, daß man darüber selbst sein von der spanischen Krankheit zerfressenes Antlitz vergaß. Machiavelli erscheint gelegentlich sogar ausdrücklich als der Ratgeber des Cesare Borgia.

Machiavelli als Ratgeber der Fürsten – welche Überschätzung Machiavellis. Aber auch welche Unterschätzung der Fürsten, die wohl längst vor Machiavelli wußten, was List und Gewalt ist. Der Machiavellismus ist älter als Machiavelli. Dem hat man entgegnet, Machiavelli habe zwar den Machiavellismus nicht geschaffen, wohl aber ihn theoretisch gerechtfertigt, und darin läge sein Verbrechen. Von einer höchsten moralischen Warte aus könnte man sagen: was die Menschen Übles tun, wer wollte ihnen das ins Schuldbuch schreiben, ohne sich selber anzuklagen? Die fragwürdigste Handlung mag aus besonderen Umständen heraus noch als eine notwendige sich einsehen lassen. Das alles setzt aber voraus, daß sie schweigend geschieht. Sowie solches Handeln sich hingegen ausdrücklich ausspricht, sich jenseits der Dimension des stummen Tuns auch noch in die Dimension des Wortes transponiert, wird der Standpunkt der Bewertung ein anderer. Dann handelt es sich nicht mehr um Anerkenntnis der Notwendigkeit einer Handlung, sondern dieselbe beginnt sich zu rechtfertigen, gar als das Recht zu setzen. Und solches Reden ist gefährlich. So wird der Standpunkt der moralischen Bewertung einem Machiavelli gegenüber sogar strenger sein müssen als selbst einem Scheusal vom Schlage Cesare Borgias gegenüber, der mit strahlender Unbefangenheit die himmelschreiendsten Untaten beging, während Machiavelli ein durchaus durchschnittliches Leben lebte. Aber er verdarb – so

könnte man sagen – die Fürsten, indem er ihre Schändlichkeiten theoretisch rechtfertigte. Er verdarb nicht nur die Fürsten, sagten wieder andere, sondern er wiegelte die Völker gegen die Fürsten auf, indem er das bisher sorgsam gehütete Geheimnis der Fürsten zur Belehrung der verknechteten Völker ans Licht brachte; seine Zeichnung der Fürsten sei eine verkappte Polemik. Bezeichnend für diese Auffassung ist die kleine Geschichte des Trajano Boccalini, der uns Machiavelli vorführt, wie er, vor Apollo geleitet, sich gegen die Verdammnis zum Feuertode verteidigt, der man ihn unterwerfen will. Er läßt ihn sagen: „Ich begreife nicht, warum ich verurteilt werden soll, ich habe ja weiter nichts getan, als das Betragen und die Handlungen der Fürsten nach dem, was die Geschichte von ihnen erzählt, zu beschreiben. Wenn man sie für ihre Taten nicht bestraft, warum soll ich dann zum Feuertode verdammt werden, der ich ihre Handlungen bloß geschildert habe?“ Nach dieser Verteidigung soll Machiavelli losgesprochen werden, aber der Ankläger bezeugt, daß man des nachts gesehen habe, wie er einer Herde von Schafen habe Hundszähne einsetzen wollen. So wäre es natürlich für die Zukunft nicht mehr möglich, sie durch einen einzigen Hirten mit Pfeife und Gerte hüten zu lassen. Und so wird er doch verurteilt. Der Sinn der Fabel ist leicht zu verstehen.

Mit alledem ist jedoch im Grunde wenig nur gesagt. Die Fürsten brauchen keine theoretische Rechtfertigung ihres Tuns, denn sie haben ja die Macht; die Völker sind keine Schafe und brauchen keinen Machiavelli, um sich Hundszähne anwachsen zu lassen. Dementsprechend führt eine moralistische Ausdeutung Machiavellis, eine Auswägung des Für und Wider bestimmter Ratschläge, die in seinen Schriften zu lesen sind, genau so wenig weiter wie eine schulmäßige Einordnung seiner Gedanken in die Entwicklung der abendländischen Staatstheorie. Es genügt auch nicht, daß man feststelle, er habe in den Begriffen seiner Zeit gedacht, denn entweder führt das in die moralistische Betrachtungsweise zurück, indem man letztlich moralisch positiv und negativ über diese Zeit urteilt, oder es bleibt in der Darstellung bei einem Standbild, das sich unbeweglich auf dem wogenden Hintergrunde der Geschichte abzeichnet. Im ersten Falle bleibt die Bewertung willkürlich und je nach Aufwand mehr oder weniger banal, denn was nutzt schon ein moralisches Urteil über eine längst abgeschlossene geschichtliche Gestalt? Im zweiten Falle entgeht uns das Entscheidende, die Bewegung der Innerlichkeit Machiavellis, eben sein Geheimnis, das auch allein die faszinierende Kraft erklären könnte, die von ihm ausstrahlt. Denn wäre er nur ein Kompilator der Handlungsmaximen seiner Zeit, dann hätte er mit dieser Zeit wieder ins Nichts zurückfallen müssen, wie so viele andere, die in der Renaissance mit den Begriffen ihrer Zeit über Staat und Gesellschaft nachdachten. Aber er war mehr und wollte mehr, er war auch anders und mehr als die vielen kleinen Mitläufer der Renaissancegegenwart. Kann man bis zu einem gewissen Grade wohl sagen, er habe „mit“ seiner Zeit gelebt, wobei allerdings eben nur das Vergängliche an ihm erfaßt wird, so kann man mit

gleichem Rechte behaupten, er habe „gegen“ seine Zeit gelebt, wobei allererst die Tiefendimension seines Denkens eröffnet wird. Dies gilt nicht für ihn allein, sondern für die ganze erlauchte Gesellschaft, die wir in Santa Croce um ihn herum versammelt sahen, von Dante über den Heiligen Franz bis hin zu Michelangelo; selbst der heiter-liebenswürdige Boccaccio distanziert sich ironisch von seiner Gegenwart, während Savonarola mit Ingrimms über sie herfällt, ohne dennoch in seiner fülligen Bildersprache die Zugehörigkeit zur Renaissance verleugnen zu können. Dieser Widerspruch eröffnet jedoch einen weiteren Horizont als die bloße Zeitgeschichte, indem er gerade die Zeitgeschichte als innerlich mit sich selbst uneins erweist, als eine gebrochene Zeit, die sich in mehreren Schichten bewegt und an ihrer Zerrissenheit bis zur Selbstentleibung leidet. Der Bruch, die Hintergründigkeit und Untergründigkeit der Renaissance sind aber nicht zufälliger Natur und wie von ungefähr entstanden als Ergebnis bloßer Unordnung, vielmehr drückt sich in ihnen eine besondere Logik aus, die Logik der Krise, die erst die moderne Soziologie sichtbar gemacht hat. Wobei unter Krise nicht ein simples Durcheinanderlaufen einander widerstrebender Kräfte zu verstehen ist, auch nicht ein geheimnisvoller Vorgang, dessen Namen man allemal dann berufen könnte, wenn das Denken und Handeln mit hergebrachten Mitteln nicht mehr vorankommt. Vielmehr hat auch die Krise ihre strukturelle Klarheit und artikulierte Durchsichtigkeit, die mit eigentümlichen Begriffen dargestellt werden können. Wenn aber Machiavelli solchermaßen zum Gegenstand einer krisenanalytischen Untersuchung gemacht wird, dann wird auch alle Willkür in der Bewertung ausgeschlossen werden können. Sein Denken wird nicht nur geschichtlich-zufällig zu seinen Ergebnissen geführt, sondern nach einer eigentümlichen Notwendigkeit, die jenseits steht der geschichtlichen Bewegung und letztlich auf ein Fatum des Verfalls hinzielt. Vor diesem Fatum, das vielleicht unter ähnlichen Bedingungen als wiederkehrend und sich regelmäßig unter gleichen Bedingungen immer wieder vollziehend gedacht werden kann, würde dann sein Denken als durchaus folgerichtig und als ein geschlossenes System des Verfalls erscheinen. Zugleich aber würde die innere Grenze seines Denkens sichtbar gemacht werden können, nun nicht mehr als Ausfluß unfruchtbarer Krittellei, sondern als Folge soziologischer Kritik.

Über alle Fragen der Methode hinaus muß aber gesagt werden, daß durch die Einordnung Machiavellis in die Krisenstruktur der Renaissance – wobei er selber wiederum als Beleg für diese Krisenstruktur erscheinen wird – erreicht werden kann, daß alle die verschiedenen und einander widersprechenden Aspekte seines Werkes als Äußerungen ein und desselben Menschen erscheinen. Dieser Mensch ist dann keine naiv-geschlossene Gestalt mehr, sondern ein Gejagter, wie all die anderen auch, der der allgemeinen Krisenstruktur des Zeitalters und seinen eigenen entsprechend aufgerührten Verhältnissen das Beste abzurufen sucht, was ihm möglich ist. Der Grundzug des Mittelalters ist die Geschlossenheit des sozialen Lebens-

systems; die Renaissance ist offen nach allen Richtungen, nachdem schon im „Herbst des Mittelalters“ die Schranken gebrochen waren. In diesem offenen System, das weder in seiner inneren Struktur, noch in seinen peripherischen Abgrenzungen irgendwelche Ordnungen kennt, bleibt der Mensch entweder selbst ordnungsloses Produkt der erreichten faktischen Lage, er geht auf und ab mit den unberechenbaren Wellenschlägen des Tages. Oder aber er ergreift die ihm durch die Offenheit des Systems gegebene Chance, nach Erkenntnis der tatsächlichen Ordnungslosigkeit des Zeitalters durch kühnes Ausbrechen einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus dies Chaos gebändigt werden kann. In der Spannung zwischen dem ordnungslosen Alltag und dem Fernziel neuer Ordnung, das in diesem Ausbrechen gewonnen wird, bewegt sich das Werk Machiavellis. Die Skala seines Denkens reicht dementsprechend von der Anerkennung des unüberholbar ordnungslosen Zustandes der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt in der Renaissance bis zum Wagnis einer Neuordnung des Lebens, der Gründung des Staates. Da allerdings mit der Krisenstruktur seiner Gegenwart ihm die Möglichkeit verschlossen ist einzusehen, daß die Gesellschaft durch utopische Entwürfe nicht nur nicht geordnet, sondern nur noch mehr zerrissen wird, und daß nur dann der Staat gegründet werden kann, wenn innerhalb des faktischen Lebens neue Ordnungen lebendig werden, muß er ins Leere stoßen. Sein Experiment läuft in denselben Bahnen wie der Staat der Gegenreformation (wie denn sich auch Machiavelli größter Beliebtheit bei den Staatstheoretikern der Gegenreformation erfreute), der glaubte, mit einem über alle lebendige Mannigfaltigkeit des Lebens hinausreichenden Einheitsgedanken die im XV. und XVI. Jahrhundert mächtig aufgeschreckte Welt zur Ordnung zwingen zu können. Europa erlebte in diesem Versuch die fürchterlichste Blutung seiner Geschichte, ohne daraus mehr als eine folgeschwere Erschöpfung aller gestaltenden Kräfte der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt zu gewinnen.

Machiavelli als Utopist – diese Vorstellung scheint allen Tatsachen und Deutungsversuchen ins Gesicht zu schlagen, obwohl der Kenner der Literatur empfinden wird, daß in Umrisen eine solche Meinung bereits an vielen Orten sichtbar wurde. Aber diese Behauptung verliert schon einiges von ihrer Unerträglichkeit, wenn wir bedenken, daß neben den rational-konstruktiven Utopien sich auch ästhetische Utopien finden, die mit ästhetischen Fernbildern der aufgerührten Menschheit die Verheißung neuer Ordnung vorgaukeln. Gerade eine solche durchgehend ästhetische Betrachtung der Welt scheint uns aber sowohl für die Renaissance wie für Machiavelli höchstpersönlich bezeichnend zu sein. Wenn alle Ordnungen schwanden, kann der Mensch nur noch in der ästhetischen Epidermis der Dinge und des Lebens ein kurzes Glück finden, wobei dann als letzte Chance für eine solche über einer großen Leere schwebende Existenz, in sich doch noch zum Ausgleich zu kommen, die Erhöhung der ästhetischen Weltansicht zur Kunst offenbleibt. An diesem Punkte scheiden sich endgültig die Geister, indem der eine sich in die Unergründlichkeit des ästhetischen Phänomens verläuft, während

der andere in seinem ästhetischen Entwurf eine ganze Welt einschließt und das Leben im Kunstwerk zu überdauernder Ruhe bringt.

Es war das Schicksal der Renaissance, nur im Kunstwerk sagen zu können, was sie bedrängte. Nicht ohne Mühe war solches Werk und das Glück der Gestaltung wurde nur denen zuteil, die sich zutiefst hatten von der großen Krise der Renaissance erschüttern lassen, ohne darum endgültig am Sinn des Lebens zu verzweifeln und zu bloßen Abenteurern und literarischen Vagabunden zu werden. Auch Machiavelli war ein Künstler, und das letzte Ziel dieses Buches wird es sein zu zeigen, wie er aus einer säkularen Erschütterung, die durch eine persönliche Krisis verschärft wird, sich von einem unbeteiligten Beobachter über einen Liebhaber des Staates bis hin zum Künstler entfaltet, der in seinem Principe als Kunstwerk der Zeit wiedergibt, was diese von sich aus nicht gestalten konnte. Machiavelli ist nicht der Realist des Staates, sondern der Künstler einer in der Wirklichkeit unüberholbar verlorenen Ordnung, die er als fernes Bild seiner Gegenwart vorhält. Als Realist verzweifelt er an jeder Ordnung, auch an der des Staates. Die ungeheure Spannung zwischen der unbewältigten Wirklichkeit, der er zudem noch durch die äußeren Umstände seines Lebens in verhängnisvoller Weise entrückt wird, und den Forderungen nach Harmonie und Ordnung, die ihm die Disziplin der Kunst auferlegt, hat sein Innerstes fast zersprengt. Dafür aber eröffnete sie den bewegten und beziehungsreichen Innenraum seiner Seele, die die nur ästhetische Flächenhaftigkeit der vielen Renaissance-literaten durchbricht mit einer perspektivisch geschichteten Tiefenordnung des Lebens, aus der dann die Kunst erwächst. Die seelische Hintergründigkeit seines äußeren Tuns, vereint mit der zur Kunst gerundeten Vollendung seines Werkes, machen das Geheimnis Machiavellis aus, mit dem er – immer in schwankender Beurteilung – durch die Jahrhunderte wirkte bis zu uns und mit dem er uns vertrauter wird als durch irgendeine noch so treffende bildliche Darstellung.

Damit fällt aber ein letztes und aufschlußreiches Licht auf den inneren Zusammenhang jener Gesellschaft in der Franziskanerkirche von Santa Croce: ihr gemeinsames Schicksal war die Kunst, für den Seher, für den verklärten Heiligen, für den Baumeister und für den Staatsdenker. Als der abendländischen Welt im ausgehenden Mittelalter mit dem Glauben auch die geschichtlich-gesellschaftliche Ordnung des Lebens entschwand, schufen sie in der Erinnerung an ein vergangenes Glück mit ihrer Kunst eine großartige Gegenwart, die den Schmerz und das umwegreiche Bemühen der Gestaltung fast vergessen macht, und zugleich die Verheißung einer Zukunft für den, der die Kunst wieder auf die Erde brächte und das Geheimnis der Form zu lösen wüßte.



## Die Legende

Die erste Begegnung mit Machiavelli lehrt, daß sein Ruf weit über Werk und Person hinausragt. Anders als bei Dante steht die Geschichte seines Ruhms vor der Einsicht in sein Werk, so sehr daß sie diese Einsicht für Jahrhunderte unmöglich machen konnte. Das soll allerdings nicht heißen, daß man darum die Ruhmesgeschichte Machiavellis einfach bei Seite schieben dürfte; denn gerade aus der Bekanntschaft mit ihr wird sich uns umso dringlicher die Frage nahelegen, wer denn nun wirklich dieser Mann gewesen, der zu so zahlreichen Legenden Anlaß geboten hat. Diese Frage entspringt dann nicht mehr nur müßiger Neugier, sondern es lastet auf ihr die Fülle der Geschichte, in der auch Irrtümer und Unwahrhaftigkeiten immer nur Ausdruck eines nach Selbstgestaltung drängenden Lebens sind. Wenn überhaupt, so ist es im Falle Machiavellis zutreffend, daß die Wahrheit erst am Ende umfangreicher Bemühungen steht, die nicht nur rein gelehrtem Interesse entspringen, sondern in denen sich lebendige Entscheidungen von höchster Tragweite verkörpern.

Am Anfang seiner Ruhmesgeschichte steht die Stellungnahme der Kirche zu Machiavelli. Der erste – übrigens lange nach seinem Tode erfolgte – Druck seiner Hauptschriften erschien in der vatikanischen Druckerei mit dem ausdrücklichen päpstlichen Imprimatur von Clemens VII., der auch die Widmung der Geschichte von Florenz annahm (das Imprimatur von 1531, die Veröffentlichung von 1532). Lange Zeit hindurch stand denn auch die Kirche positiv zu Machiavelli, selbst wenn seine Schriften wimmeln von Angriffen gegen Kirche und Christentum. Damit aber war Machiavelli durchaus Kind seiner Zeit, die einerseits reich war an innerkirchlichen Reformströmungen, deren heidnisch-unchristlicher Geist andererseits aber selbst die Päpste ergriffen hatte, sodaß seine Invektiven nicht allzu schwer genommen wurden. Darüber hinaus lassen sich aber Spuren finden, daß schon in dieser

frühesten Zeit sich eine Stimmung gegen Machiavelli bemerkbar machte. Diese kam allerdings nicht aus kirchlichen Kreisen, sondern aus seiner Vaterstadt Florenz, wo die Medici nach 1529 – erbittert durch die Revolution von 1527 – begonnen hatten, ein wahres Schreckensregiment zu errichten. Dafür aber scheint man Machiavelli verantwortlich gemacht zu haben, wie auch für die Übergriffe der Medici nach ihrer Rückkehr von 1512. Während letzteres aber nicht sicher verbürgt ist, wird die erste Vermutung bestätigt durch die Widmung, die der florentinische Drucker Bernardo di Giunta seiner Ausgabe der *Discorsi* vorausschickt; in ihr bittet er Ottaviano de' Medici, das Werk gegen die Neider in Schutz zu nehmen. Deutlicher wird derselbe Drucker in seiner Ausgabe des *Principe* vom selben Jahre, die er dem Monsignore Giovanni Gaddi widmet. Er erwartet von ihm, daß er die Widmung des Werkes gerne annehmen und es verteidigen wird vor denen, „che per il soggetto suo lo vanno tutto il giorno lacerando si aspramente: non sapendo, che quegli, che l'herbe, e le medicine insegnano; insegnano parimente ancora i veleni; solo accioche da quegli ci possiamo conoscendogli guardare.“ Im übrigen läßt sich dies Bild von den Ärzten, die nicht nur Heilkräuter, sondern auch Gifte erforschen, damit man sich vor ihnen hüten könne, bis in die Gegenwart hin verfolgen, genau wie die anscheinend zur selben Zeit entstandene Legende, Machiavelli sei im Grunde seines Herzens Republikaner gewesen, wie die *Discorsi* beweisen; der geheime Sinn des dieser Meinung anscheinend widersprechenden *Principe* sei es aber, durch Zeichnung der Gewaltherrschaft die Medici in Florenz unmöglich zu machen. So ist schon in den ersten Jahren nach seinem Tode die Bewertung äußerst unsicher, da kaum einem an Machiavelli selber liegt; vielmehr schielen seine Beurteiler seitwärts auf bestimmte konkrete politische Umstände und verstecken ihre eigentliche Meinung hinter einem Angriff oder einer Lobpreisung Machiavellis. So sind uns diese Äußerungen letztlich aufschlussreich nur für bestimmte innenpolitische florentinische Machtkonstellationen, nicht aber für Machiavelli selber.

Wichtiger als diese Urteile wird hingegen der Meinungswechsel der Kirche; auch dieser ist nicht zufälliger Natur – als hätte man etwa erst nach einiger Zeit erkannt, welches Gift sich in Machiavellis Schriften verbirgt –, sondern gründet in höchst realen Lebensumständen, diesmal von europäischer Tragweite. Nach der Reformation in Deutschland befand sich die Kirche in einer total veränderten Lage, insbesondere nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Reformation nicht nur ein Ereignis von lokaler Bedeutung war, sondern in ganz Europa, ja selbst in Italien fortzuwuchern begann. Jetzt durfte die Kirche die kirchenfeindlichen Äußerungen nicht mehr so leicht hinnehmen wie noch wenige Jahre früher. Machiavelli hatte den Ruin der Kirche vorausgesagt und sie zudem für das Unglück Italiens verantwortlich gemacht. Diesen Vorwurf konnte die Kirche, die von so vielen Seiten in ihrem Bestande bedroht war, unter keinen Umständen auf sich sitzen lassen. So begannen Kirchenmänner, insbesondere die Jesuiten,

von allen Seiten gegen Machiavellis Werk vorzugehen; wobei es besonders erstaunlich ist, ausgerechnet die Jesuiten auf der Seite seiner Feinde zu finden. Ist doch die jesuitische Disziplin und Methodik des politischen Spiels der von Machiavelli vorgetragenen Lehre von der politischen Taktik bis zum Verwechseln ähnlich. Allerdings blieb bei den Jesuiten immer ein höchster transzendenter Bezugspunkt des Handelns erhalten, während gerade dies bei Machiavelli fehlt, dem als Brennpunkt all seiner Bemühungen die höchst diesseitige Vorstellung der Einheit Italiens vorschwebt. Natürlich ist die Haltung der Jesuiten nicht mit einem Satze zu umreißen. Wenn aber auch ihre Lebensordnung ad majorem Dei gloriam ausgerichtet ist, so zeigte sich ihre geschichtliche Funktion zunächst darin, daß sie versuchten, den in der Zeit allgemein sich von der Kirche emanzipierenden Staat (ein Vorgang, der durch die Reformation eine erhebliche Beschleunigung erfuhr) wieder der Kirche untertan zu machen. Wobei denn ständig die Zweideutigkeit auftritt, ob die Kirche nur als Heilsordnung oder aber selber wiederum als politische Macht aufgefaßt wird, was nach der Verbündung des Jesuitismus mit dem spanischen Anspruch auf die Weltherrschaft endgültig im realpolitischen Sinne entschieden wird. So wird der Kampf der Jesuiten gegen Machiavelli zu einem mit allen politischen Kniffen raffiniertester Taktik, Verleumdung, Verdrehung bis zu offener Antipropaganda geführten Kampf einer politischen Macht gegen eine andere. Die Jesuiten üben einen machiavellistischen Antimachiavellismus. Die äußeren Daten dieses Feldzuges sind leicht zu umreißen: zunächst wird Machiavelli von den Jesuiten in Ingolstadt „in effigie“ verbrannt, 1559 veranlassen sie den Papst Paul IV., seine Werke auf den Index zu setzen (wobei ausgerechnet der Index in derselben Druckerei des Antonio Blado gedruckt wird, die 1532 mit päpstlicher Genehmigung die ersten Ausgaben herausbrachte); das Ganze wird schließlich 1564 vom Konzil zu Trient bestätigt.

Bereits in diesem ersten massiven Angriff gegen Machiavelli beginnt eine, die geschichtliche Wirklichkeit großzügig überspringende, Legendenbildung. So behauptet etwa der englische Kardinal Reginald Pole, der „Mönchshammer“ Thomas Cromwell, der tatkräftige Exekutor der englischen Reformation, habe ihm um 1528 die Lektüre des *Principe* empfohlen. Es sei bezeichnend für die Verworfenheit Cromwells, daß er gerade auf dies Buch baue, das wahrhaft mit dem Finger des Teufels geschrieben sei. Die Aufrichtigkeit des Kardinals muß aber stark in Zweifel gezogen werden, denn es ist kaum anzunehmen, daß die zu dieser Zeit einzig existierenden Handschriften Machiavellis bis nach England verschlagen worden sein sollten. Hingegen ist gerade im selben Jahre der „Cortegiano“ von Castiglione erschienen, den Cromwell bei seiner innigen Verbundenheit mit Italien sehr wohl sofort erhalten haben kann; der Kardinal hat wohl den *Principe* mit dem *Cortegiano* verwechselt (P. van Dyke). Mit Machiavelli selber ist Pole erst um 1538 herum in Berührung gekommen; um diese Zeit aber hatte er sich – auch ohne Kenntnis seiner Werke – ein Urteil schon gebildet: Machiavelli

war das Teufelsinstrument der Reformation. Auf demselben Niveau stehen eine ganze Reihe anderer Schriften, wie etwa die des Jesuitenpater Antonio Possevino (von 1592), der Machiavelli als ein *sceleratum satanae organum* bezeichnet, oder die bittere Schrift des Pater Pedro Ribadeneira (von 1595), deren Hintergründe klar zu Tage treten, wenn wir hören, daß er den Erbprinzen von Spanien zur Ketzerverfolgung auffordert. Es scheint übrigens, als sei des Ribadeneira einzige Quelle Possevino gewesen, sodaß die Unwissenheit ins Quadrat erhoben wird. Er sagt schließlich, Heinrich III. von Frankreich habe sich von den „Politikern“ und Machiavellisten beraten lassen, statt sich nach dem Gebot des Herrn zu richten, und so sei er nach Gottes gerechtem Urteil „durch die Hand eines armen, jungen, einfältigen, frommen Mönchs (gestorben), an einer Wunde, die er ihm mit einem Messerlein in seinem eigenen Zimmer beibrachte.“ Im selben Stile geht es immer weiter, bis schließlich im Jahre 1697 der Jesuit Lucchesini eine Schrift „Probe der Dummheit des Niccolò Machiavelli“ veröffentlichte, die die Buchhändler hartnäckig die Dummheiten des Pater Lucchesini nannten.

Die Schriften der bezeichneten Art bilden eine ganze Literatur. Immer aber wiederholt sich dasselbe Spiel, daß in dieser Polemik Machiavelli keineswegs um seiner selbst willen berufen wird, vielmehr wird er in den Glaubenskämpfen der Zeit wie ein Schild benützt, unter dessen Schutze man sich dem Feinde nähert. So erhält die Legende, die aus Machiavelli nichts mehr und nichts weniger als einen Verbündeten des (reformatorischen) Teufels macht, einen allgemein welthistorischen Hintergrund.

Der Schematismus dieser Legendenbildung ist leicht umrissen. Zunächst bauen alle diese Werke auf einer verblüffenden Unkenntnis des Stoffes auf, den sie bekämpfen – dies ein Grundzug jener Form der öffentlichen Meinungsbildung, die wir „Propaganda“ nennen. Insbesondere erweisen sich die Jesuiten als Meister in der Kunst der Verleumdung, die jede objektive Betrachtung als störendes Bleigewicht an den hurtigen Füßen der Fama ansieht. Es genügt durchaus, daß der Schein gewahrt werde, man zitiere aus Machiavelli, um dann mit ungeheurem Rüstzeug über das vermeintliche Zitat herzufallen, wobei die eigentlichen Absichten verborgen gehalten oder nur als nebenher erhaltenes Ergebnis vorgetragen werden. Zweitens gehört zu dieser Taktik, daß durchwegs einzelne Sätze aus dem Zusammenhang herausgerissen und so gedeutet werden, als habe Machiavelli mit ihnen allgemeingültige moralische Maximen aussprechen wollen, wobei es überdies höchst unklar bleibt, ob diese Sätze in der vorgetragenen Form wirklich von Machiavelli stammen oder nicht. Schließlich wird dann von diesen allgemeinen Maximen auf den Charakter desjenigen geschlossen, der diese Maximen ausspricht, und der demzufolge als ein Ungeheuer ersten Ranges erscheinen muß. Von diesem Augenblicke an dreht sich das Ganze ohne jeden Eingriff von außen wie ein *Perpetuum mobile* im Kreise, indem von dem ungeheuerlichen Charakter des Autors wieder zurückgeschlossen wird auf die Qualität des Vorgetragenen. Damit beginnt die Legende zu blühen

und üppig zu wuchern und es entsteht ein Bild des Mannes Machiavelli, der nächtlich sich mit dem Teufel berät und nach Art der bösen Geister seine eigenen Exkreme frisst – ein Bild, das in der grotesksten Weise dem an sich recht harmlosen und durchschnittlichen Charakter des Florentiners widerspricht.

Dieser umfangreiche Propagandafeldzug führte jedoch keineswegs zu dem erstrebten Resultat. Es ist eine unerwünschte Nebenerscheinung aller Propaganda, daß sie nebenher die Aufmerksamkeit auf das zu Bekämpfende lenkt und es mit der Anziehungskraft der Anrühigkeit ausstattet, von jeher ein Vehikel des Ruhms. Jedenfalls mehren sich die Auflagen und Übersetzungen seiner Werke in erstaunlichem Tempo, wobei vor allem die venezianischen Drucker vorangehen. Bereits im Jahre 1553 erscheinen die ersten französischen Übersetzungen, ab 1560 beginnen im alten Reichsgebiet lateinische Übersetzungen zu folgen, später niederländische und englische (ab 1640), wobei gesagt werden muß, daß man sich in England lange mit handschriftlichen Übersetzungen behalf, während in Spanien die Inquisition es erreichte, daß Übersetzungen mit geringen Ausnahmen in die Verborgenheit des Manuskripts zurückgedrängt wurden. Im übrigen vermochte selbst in Italien das päpstliche Verbot das Interesse für Machiavelli nicht einzudämmen. Zunächst gibt es einige auf Betreiben der Familie Machiavellis hergestellte „gereinigte“ Exemplare; so besitzt etwa die Ambrosiana in Mailand verschiedene Machiavellidrucke, die nach den Vorschriften der Inquisition gereinigt wurden. Es wurde allerdings von einem Drucke dieser Ausgabe abgesehen, weil die Enkel Machiavellis der weiteren Forderung der Inquisition, den Namen Machiavellis durch einen anderen auf dem Titel zu ersetzen, nicht zustimmen konnten. So wurde denn das Bedürfnis der folgenden Generationen, Machiavelli zu lesen, durch andere Ausgaben befriedigt. Zwischen 1584 und 1588 erschienen bei John Wolfe in London mehrere Bände Prosaschriften in italienischer Sprache mit falschem Druckort (Palermo) und falschem Druckernamen. Wahrscheinlich in Genf erschien die Ausgabe der sogenannten „Testina“ (von dem Kopfe Machiavellis auf dem Titelblatt) mit dem gefälschten Bladoschen Privileg von 1531 und der ebenfalls falschen Jahreszahl 1550 (um den Anschein zu erwecken, vor der päpstlichen Verurteilung erschienen zu sein), ohne Ort und Druckernamen. Diese Ausgabe entstand wahrscheinlich nicht vor 1588 und wurde mehrfach wiederholt. Schließlich erschien noch eine besonders seltsame Ausgabe der Discorsi bei dem unternehmungslustigen Verleger Marco Ginammi unter dem Titel: Discorsi von Amadio Niccolucci (1630 und 1648), die allerdings mit Rücksicht auf die Inquisition von zahlreichen anstößigen Stellen befreit wurde (zum Ganzen A. Gerber). Aus diesem Exkurs in die Druckgeschichte mag man ersehen, wie groß trotz aller Verleumdungsmanöver das Interesse des europäischen Publikums im XVI. und XVII. Jahrhundert für Machiavelli war. Und das gilt, auch wenn eine Reihe der genannten Ausgaben mit böserartigen Kommentaren oder gar mit Gegenschriften zusammengedruckt sind.

Wir würden jedoch ein ganz schiefes Bild von der Machiavellilegende erhalten, wenn wir uns auf die Angriffe der katholischen Kirche und der Jesuiten beschränken wollten. Im Grunde ist es von vornherein unterschiedene Sache, daß auch andere Kreise über Machiavelli herfallen müssen; ist doch der Kampf gegen ihn nur ein Mittel, um in einem Lebenskampf den Gegner zu diskreditieren. Nachdem die Jesuiten die Verleumdungstaktik vorgemacht hatten, ahmten sie die Protestanten getreulich nach, nur daß sie jetzt umgekehrt die Katholiken des Machiavellismus zeihen. So fallen die französischen Hugenotten über die unglückliche Katharina de' Medici her (die zu allem Überfluß noch die Tochter jenes Lorenzo de' Medici war, dem der Principe gewidmet ist) und machen durch sie hindurch Machiavelli zum verantwortlichen Urheber der Bartholomäusnacht. Dabei läßt sich zeigen, daß der Haß gegen Katharina sich in Frankreich wie übrigens auch in England bereits gegen alles Italienische schlechthin zu wenden beginnt (O. Tommasini). Im elizabethanischen Theater verlegt man mit Vorliebe den Schauplatz für unmenschliche Gewalttaten nach Italien – ein höchst allgemeinmenschliches Verfahren, das Böse nur beim Nachbarn zu sehen; die Italiener ihrerseits wählen für abnorme Bosheit gerne den Orient als Schauplatz. In diesem Sinne verfaßte der Hugenott Innocence Gentillet seinen berühmt gewordenen Anti-Machiavelli (1576), der bereits ein Jahr nach Erscheinen ins Englische übersetzt wurde und dort als Manuskript zirkulierte, bis er 1602 im Druck veröffentlicht wurde. Aus dieser kleinen Schrift schöpften – wie man gesagt hat – alle diejenigen ihre Argumente, die zu träge waren, selbst zu denken (u.a. Possevino). Wobei gesagt werden muß, daß diese protestantische Gegenschrift nach genau dem gleichen Rezept zusammengeschustert ist wie die katholischen Schriften; mit willkürlich aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen wird ein abenteuerliches Zerrbild gegeben, das sich dann freilich leicht bekämpfen läßt, vor allem wenn man von vornherein der Meinung ist, daß die „doctrine de ce chien impur“ im Grunde keinen Pulverschuß wert ist. Die richtige Tragweite der Machiavellilegende erfassen wir jedoch erst, wenn wir die katholischen und protestantischen Angriffe gegen ihn hineinstellen in die vergiftete Atmosphäre der Gegenreformation, in der schließlich jeder gegen jeden den Vorwurf des Machiavellismus erhebt, wenn er sich davon nur einen propagandistischen Vorteil verspricht. So sahen wir schon Jesuiten und Katholiken über die Protestanten mit diesem Schimpfwort herfallen. Bald wurde ihnen dies von den Protestanten zurückgegeben, während die Jesuiten wiederum die Verfolgungen der Katholiken in reformierten Ländern (wie England und Deutschland) als von Machiavelli inspiriert ansahen. Für den Tiefstand, der dabei erreicht wird, zeugt eine von katholischen Emigranten aus England 1587 in Antwerpen veröffentlichte Propagandaschrift mit Bildern von den Greuelthaten der Puritaner gegen Jesuiten und Katholiken, deren Titel für sich selber spricht: *Theatrum crudelitatum haereticorum nostri temporis*. In dieser Schrift wird gegen die Puritaner der Vorwurf

des Machiavellismus erhoben. Die Dinge komplizieren sich immer mehr, wenn wir sehen, wie Possevino schließlich selbst über die protestantischen Anti-Machiavellisten herfällt und sie gleichsam eines machiavellistischen Anti-Machiavellismus zeiht, obwohl er selber seine Kenntnis Machiavellis im wesentlichen von dem Hugenotten Gentillet bezieht, während auf der anderen Seite sogar die gemäßigten Katholiken den Jesuiten den Vorwurf des Machiavellismus machen. Damit sind denn die Dinge derart verwirrt, daß über dem Bedürfnis, seinem Unmut in irgendeiner Richtung Luft zu machen und dem Gezeter eine scheinwissenschaftliche Folie zu geben, die Wirklichkeit Machiavellis sich einfach in Nichts aufgelöst hat.

In dieser Form erweist sich die bis zum äußersten verdünnte Machiavellilegende besonders anfällig für das Eindringen der verschiedenartigsten literarischen und historischen Einflüsse. Hatte man vor nicht allzu langer Zeit noch sagen können, daß Machiavelli im Hintergrunde jedes Menschen der englischen Tudor-Epoche von Heinrich VIII. bis zu Elizabeth laure (P. Wyndham Lewis), so erwies sich bald überraschenderweise, daß in Wahrheit die Tragödien Senecas und seine Darstellung des politischen Bösewichts nur höchst äußerlich die Etikette Machiavelli angeheftet bekommen hatten (M. Praz). In schottischen Balladen hing man ihm einen alten Scherznamen für den Teufel an und nannte ihn „old nick“, womit er in die Nähe des volkstümlichen „Schalks“ gerückt wird. Diese Wendung mag nicht unbeeinflusst gewesen sein von französischen Vorstellungen, wie ja überhaupt die Beziehungen Schottlands zu Frankreich im XVI. Jahrhundert denkbar enge waren; dort brachte man Machiavellis Bild vom Löwen und vom Fuchs in Zusammenhang mit dem Sagenkreis des „Roman de Renart“ und trug ein stark komödienhaftes Moment in ihn hinein, das auch in Irland (Spenser) und Deutschland in Verbindung mit Reineke Fuchs weiterwirkte. Schließlich müssen die Gestalten Pietro Aretinos und selbst die des Ignaz von Loyola erhalten, um das Bild immer reicher auszugestalten. Aus dem Ganzen wird dann eine komplexe Gestalt, die sich so vollkommen von der Wirklichkeit löst, daß man in England sogar vergessen konnte, daß Machiavelli ein Eigenname ist und das Wort mit kleinem Anfangsbuchstaben orthographierte (ca. seit 1597).

Die einzige begründete Stellungnahme zu Machiavelli, wenn auch in ablehnendem Sinne, findet sich in dieser Zeit überraschenderweise gerade bei den Theoretikern der absoluten Monarchie in Frankreich (Jean Bodin) und in England (Doktrin des „Divine right of the kings“). Diese Lehre von der göttlichen Einsetzung der Könige, der als Urtyp des Königtums das alttestamentarische Priesterkönigtum Davids vor Augen schwebte, sah den Herrschaftsverband als Zusammenhang wesentlich moralischer Natur. Da sich überdies die sakrale Aureole des Königtums im unverbrüchlichen und unauflösbaren Erbrecht in der Zeit verwirklicht, war diese Lehre traditionalistischer Natur. Mit beidem mußte sie aber in Konflikt kommen mit Machiavellis Principe, und zwar nicht auf Grund irgendwelcher weltflüchtiger

naturrechtlicher Konstruktionen, wie man so oft gesagt hat, sondern gerade auf Grund der Einsicht in die moralisch garantierte Struktur des gesellschaftlichen Zusammenhangs der Menschen. Das heißt nicht, daß etwa das Problem der Staatsgewalt völlig aus der Betrachtung ausgeschaltet gewesen wäre, ist doch im Gegenteil der eigentliche Untersuchungsgegenstand der absolutistischen Lehre die Souveränität (Bodin), außerdem steht immer neben dem Priesterkönig David der mächtige Jäger Nimrod. Aber die Gewalt wird emporgeläutert zur legitimen Macht, selbst der Vorgang der Eroberung wird moralisch erhöht von reiner Vergewaltigung zu moralisch sanktionierter Vergemeinschaftung. So spricht etwa König Jakob I. in einer Parlamentsrede über die Vereinigung Schottlands mit England von einer Eroberung, fügt aber sogleich hinzu, es handle sich um ein „golden conquest“, in dem die Person des absoluten Monarchen der Garant ist für den gesellschaftlichen und staatlichen Zusammenhang der beiden Reiche wie der Menschen überhaupt. Damit aber erwies sich die Lehre von der absoluten Monarchie von wesentlich realistischerer Struktur als die Lehre Machiavellis vom Aufbau des Staates in der reinen Gewalt, denn das Zusammenleben der Menschen in gesicherten und sanktionierten Verbänden kam solcher sakralen Souveränität von sich aus entgegen. So hat im Englischen diese Auffassung von der moralischen Natur gesellschaftlicher Zusammenhänge dem Worte „politic“ als einer Bezeichnung für Staatsführung jenseits dieser moralischen Ordnungen seit der Mitte des XV. Jahrhunderts einen negativen Beigeschmack gegeben. Später werden die Ausdrücke „politic“, „policy“ und „politician“ synonym mit Machiavellismus verwendet, dies in ausdrücklicher Abweichung von Machiavelli selber, der das Wort „politico“ im Gegensatz zu korrupt (*corrotto*) gebraucht. Schließlich wird das Wort „politico“ als Fremdwort ins Englische übernommen, um einen „politician: chiefly with bad connotation“ zu bezeichnen. Im Französischen liegt es hierin etwas anders, indem bis zum XV. Jahrhundert „police“ oder „politie“ immer im Sinne einer moralischen Ordnung gebraucht wird. Diesen Sinn hat das Wort gelegentlich auch noch bei Rousseau; erst unter dem Einfluß Machiavellis erhält es eine negative Bedeutung, wie denn auch der Ausdruck „machiavéllique“ allgemein in der Bedeutung von perfide gebraucht wird. Gerade in der engen Zusammenrückung von „police“ mit „gouvernement“ und „administration“ (auch mit Polizei) erweist sich die moralische Färbung der diesen Worten entsprechenden Vorstellungen (die sie etwa dem naherücken, was man im Deutschen als „staatlich“ im Gegensatz zu „politisch“ bezeichnet). Auf dieser Grundlage ist auch die Ablehnung Machiavellis bei den Theoretikern der absoluten Monarchie durchaus ernst zu nehmen, und ein Fall wie der des loyalistischen Dichters John Donne, der in einer Satire Machiavelli wahllos gemeinsam mit Ignatius von Loyola und Ravailac in die Hölle wirft, gehört durchaus zu den Ausnahmen. Erst nachdem die sakrale Autorität des absoluten Königtums erschüttert war, übernahmen die Verteidiger des Absolutismus die Lehren Machiavellis, wie etwa David Hume of Godscraft

in seiner Karl I. von England gewidmeten „Apologia Basilica, seu Machiavelli ingenium“ (von 1626).

Dies Gewicht kann dagegen den protestantischen und katholischen Feinden der absoluten Monarchie (den „Monarchomachen“) keineswegs zugestanden werden. All ihre theoretischen Betrachtungen über die „demokratische“ Struktur des Staates sind durchaus nur von dem Zweck bestimmt, die angebliche Tyrannei ungläubiger Herrscher abzulösen durch die Tyrannei einer neuen klerikalen (kalvinistischen oder jesuitischen) Disziplin. So ist letzten Endes auch ihr Anti-Machiavellismus machiavellistischer Art, indem ihre theoretischen Aussagen und ihre wirklichen Ambitionen einander ganz diametral widersprechen. Überwunden wird diese Position erst in dem Augenblick, wo der absolute Staat sich zum Fürsprecher der Toleranz macht und die verschiedenen Konfessionen von der Bestimmung der obersten Souveränität ausschließt. Der Staat bleibt dann zwar noch in einem allgemeinsten Sinne sakrale Garantie des Zusammenhangs der Menschen, ist aber konfessionell neutral. In Frankreich entwickelte sich diese Haltung nach den fürchterlichen Religionskriegen, die die Einheit des Landes fast an den Rand des Abgrundes brachten, in der Partei der sogenannten „Politiques“ (Michel de L'Hôpital), denen sowohl Bodin wie Heinrich IV. und dessen Minister Sully nahestanden. In England wurde diese Haltung vor allem durch den großen Kanzler Elizabeths, Lord Cecil, verwirklicht, der nach dem anfänglichen Hin- und Herschwanken der englischen Krone nach Heinrichs VIII. Tode zwischen Protestantismus und Katholizismus in der konfessionellen Neutralität des Staates oder besser: im „Konformismus“ die einzige Rettung der Staatseinheit erblickte. Gegen diese zukunftsreiche Umsicht und staatsmännische Weisheit wurde dann von allen Seiten der Vorwurf des Machiavellismus erhoben, und diesmal waren sich sogar Protestanten und Katholiken einig in der Verwerfung solch lästerlichen Tuns, das an sich einzig und allein imstande gewesen wäre, die in der Gegenreformation gefährlich erschütterte Einheit des Staates und Ordnung der Gesellschaft zu retten. Obwohl man nun in allen diesen Diskussionen deutlich sieht, daß es auf Begründung der staatlichen Souveränität ankommt, in der die nackte Gewalt zur legitimen Macht erhoben wird – wobei nur Zweifel bestehen bleiben darüber, was nun als legitime Macht anzusehen sei; und obwohl man den Unterschied solchen Bemühens um Begründung der Souveränität von der Machiavellischen Lehre klar einsieht, die eben die Frage nach der Legitimität ausschaltet, kommt es dennoch nicht zu einer grundsätzlichen Abwendung von der Machiavellillegende. Zu sehr sind noch die Geister gefangen von der Leidenschaft konfessioneller Auseinandersetzungen, als daß sie ihren Blick frei machen könnten von dem Schielen nach der Macht, das allemal das Denken vernebelt. Und wenn das Bild, das die verschiedenen Religionsparteien von den „Politiques“ zeichnen, wohl zutreffen mag, daß sie in ihren Mußestunden nachdenklich gebeugt sind über die Schriften des Florentiners, so lesen sie ebenso Bodin und vieles andere mehr.

Sie lieben es, wie der ihnen zugehörige Denker Michel de Montaigne, die Welt im großen Panorama vor sich auszubreiten, die kleinlichen Motive der Menschen zu durchschauen und im übrigen sich rückhaltlos der Forderung des Tages aufzuopfern, die eben undoktrinäre Vermittlung und weises Lavieren zwischen den mannigfachen Gegensätzen erforderte, wenn nicht Staat und Gesellschaft endgültig zugrunde gehen sollten.

Dieser Entwicklungsstand der Machiavellilegende änderte sich erst viel später, nachdem aus den Wirrnissen der nach-reformatorischen Epoche der Toleranzgedanke und damit die Idee von der konfessionellen Neutralität des Staates sich endgültig durchgesetzt hatten. Jetzt wird endlich die Bahn frei für eine sachlichere Betrachtung Machiavellis. So versucht etwa Pierre Bayle in seinem großen „Dictionnaire historique et critique“ (1697–1702) das Wahre vom Falschen in der Machiavelli-Tradition zu trennen. Wenn auch seine Darstellung noch von Fehlern wimmelt (nicht einmal das Todesdatum Machiavellis ist richtig angegeben und schwankt zwischen 1526 und 1530), so stellt sie doch einen beachtlichen Versuch dar, die Legende zur Wirklichkeit zurückzubringen, und in diesem Sinne hat Bayle sicher die Beschäftigung mit Machiavelli im XVIII. Jahrhundert außerordentlich befruchtet. Immerhin genügte auch das noch nicht, um die Meinung von dem hintergründigen Geheimsinn des Principe zu zerstreuen, er sei eine Satire, geschrieben um die Fürsten zu kompromittieren. Mit voller Überzeugungskraft wird diese überspannte Auffassung von Denis Diderot (in der Encyclopédie) und von J.-J. Rousseau (im Contrat social) wiederholt, die Machiavelli als republikanischen Schriftsteller bewundern, nachdem etwas früher schon dieselbe Meinung in Deutschland wieder aufgenommen worden war (Brucker), um bis ins XIX. Jahrhundert hinein fortzudauern, wo wir noch den Dichter Vittorio Alfieri als ihren späten Verteidiger auftreten sehen. In leichten Andeutungen lebt diese Meinung sogar heute noch bei dem norwegischen Dichter Hans E. Kinck weiter. Mit Recht kann man von dieser Auslegung sagen, sie sei machiavellistischer als Machiavelli selber (R. von Mohl) und mit ihrer überschlaun Spitzfindigkeit bezeichnender für das Zeitalter, dem sie entsprang, als für Machiavelli.

Genau in der Mitte zwischen der Machiavellilegende und der Erforschung seiner Wirklichkeit steht der Anti-Machiavelli Friedrichs des Großen, der sowohl seinem Inhalt nach wie durch die Persönlichkeit des Autors unser Interesse beanspruchen darf. Friedrich verfaßte diese Abhandlung als Kronprinz und veröffentlichte sie in einer Bearbeitung durch Voltaire 1740 im Haag. Im selben Jahre erscheint bereits eine neue Ausgabe mit noch bedeutenderen Änderungen Voltaires; die letzte Überarbeitung von der Hand Friedrichs, deren Druck aber durch die Thronbesteigung unmöglich wurde, findet sich in der großen Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen. Von jeher ist den Beurteilern dieser zuhöchst polemischen Schrift, die es unternimmt, die „Verteidigung der Menschlichkeit aufzunehmen wider ein Ungeheuer, das sie verderben will,“ die Diskrepanz aufgefallen zwischen

den politischen Gedanken des Kronprinzen und den Handlungen des Königs. Die Eroberung Schlesiens, die Teilung des unglücklichen Polen, das Verlassen von Verbündeten, wo es ihm Vorteil brachte – all dies sind Handlungen, die dem Moralismus des Anti-Machiavelli allzusehr widersprechen. So sagt Robert von Mohl: „Fast scheint es, als sei hier gerade das Gegenteil von dem Selbstwiderspruch gegeben, welchen Machiavelli seinerseits aufstellte. Während dieser nämlich als Republikaner lebte und dachte, gab er der Zwingherrschaft Rat; Friedrich aber schrieb für Ehrlichkeit und Rechtsachtung, und handelte gegen Recht und Versprechen zum eigenen Vorteile.“ Zwei Lösungen dieses Rätsels sind früher immer wieder angeboten worden: Friedrich habe durch das Zurschautragen sittlicher Maximen die andern nur täuschen wollen über das, wessen er fähig sei – also ein flagranter und potenziertes Machiavellismus; oder der Widerspruch sei nur Ausdruck eines Zwiespaltes in seinem Inneren gewesen, sein Wille habe nicht auf der Höhe seiner Erkenntnis gestanden und es sei ihm leichter gefallen, tugendhaft zu schreiben als tugendhaft zu handeln. Ganz abgesehen davon, daß letzteres schließlich für alle und jeden gilt (denn die Tugend in der Dimension des geschriebenen Wortes gerät allemal nur in diejenigen Versuchungen, die ihr der Autor schadenlos zutraut, während das Leben nicht so zimperlich ist), müssen wir beide Auffassungen (mit von Mohl und Villari) als zu oberflächlich zurückweisen. Höchst charakteristisch im Sinne des Nationalismus des XIX. Jahrhunderts hat man Friedrich dann damit zu entschuldigen gesucht, er sei bei allen seinen Handlungen immer auf das Wohl Preußens bedacht gewesen. Sein Sinn für das Fürstenopfer vor dem Staate habe ihm zwar die Maximen Machiavellis als widerlich erscheinen lassen müssen, aber er habe seine eigene Meinung deutlich kundgetan, als er vor einer Kritik des letzten Kapitels des *Principe* zurückzuckte, in dem Machiavelli zur Befreiung Italiens aufruft; und dies sei um so auffälliger, da er ja sonst den *Principe* Kapitel für Kapitel abgehandelt und zerpfückt habe (Villari). Schließlich beurteilte man den Anti-Machiavelli einfach als eine „unreife“ Arbeit. „Es ist nicht zu hart geurteilt, wenn sie als eine Schülerarbeit über einen falsch gefaßten Gegenstand bezeichnet wird“ (von Mohl). Dies scharfe Urteil gibt aber die Dinge durchaus schief wieder und sündigt durch allzu große Vereinfachung. Einmal darf man wohl kaum annehmen, daß Friedrich der Große die Maximen seines Handelns als König sich auf literarischem Wege angeeignet habe (A. Elkan). „Es lernt wohl niemand solche Dinge, der sie nicht schon in der Anlage seines Wesens hat. Es ist der ureigene Geist des Königs, des Staatsmannes und Helden, der aus sich handelnd bestätigt, was Machiavelli betrachtend fand“ (A. Trendelenburg). Die Notwendigkeiten, die ihn gelegentlich zu höchst fragwürdigen Handlungen verleiteten, waren viel handgreiflicherer Natur als die rein literarischen Rezepte Machiavellis. Außerdem hatte es dieser – wie Friedrich bemerkt – mit typischen Stadtstaatsverhältnissen zu tun, die grundverschieden waren von den Lebensbedingungen Preußens als einer zum Großstaat sich entwickelnden Territorialmacht des XVIII. Jahrhunderts mit

einem von stärkstem Legitimitätsbewußtsein erfüllten Fürsten an der Spitze. Das gibt aber auch Friedrichs Handeln eine ganz andere Bedeutung als sie etwa das Handeln eines Cesare Borgia hat, dem es – nach dem Urteil Friedrichs – nach Verdiensten „in Wirklichkeit ganz gehörig schlecht gegangen ist“; denn er sei gleich nach dem Tode seines Vaters, des Papstes Alexander VI., wieder ins Nichts zurückgefallen, während es Aufgabe des wahren Fürsten sei, eine dauerhafte Herrschaft im Sinne des absolutistischen Legitimus zu errichten. Und gerade dies Problem habe sich eben für Machiavelli nie gestellt. Machiavelli spricht in der Tat nur von der Begründung einer Gewaltherrschaft unter ganz und gar chaotischen Verhältnissen, ohne zu bemerken, daß das Überdauern der Herrschaft ganz neuartige Probleme stellt. Gerade darauf aber kam es Friedrich dem Großen an, in seinem Anti-Machiavelli wie in seinem Leben als König. So können wir sagen, der Widerspruch zwischen dem Anti-Machiavelli des Kronprinzen und der Politik des Königs ist gar nicht so groß, wie man sagt, denn die im ersten Kapitel ausgeführte Maxime, der Herrscher sei weit entfernt, unumschränkter Gebieter über seine Untertanen zu sein, er sei nur „ihr erster Diener, das Werkzeug ihres Glücks, wie jene das Werkzeug seines Ruhms“, hat er ein langes und beschwerliches Leben hindurch getreulich festgehalten. So steht für ihn der Dienst am Volke im Vordergrund, während die Einheit Italiens für Machiavelli doch nur ein sehr vorübergehender Traum ohne bindende Verpflichtungen geblieben ist; immerhin hat gerade vor diesem Traum Friedrichs unerbittliche Kritik Halt gemacht. Und wenn er im Politischen Testament von 1752 seine Kritik an Machiavelli wieder einschränkt und ihm darin recht gibt, daß der Selbstlose zwischen den Ehrgeizigen nicht bestehen könne, so fordert er auch dann noch eine vernünftige Erleuchtung des Ehrgeizes, dessen Grenzen allemal die Erhaltung der gegebenen Macht sind. Als erster Diener seines Staates ging Friedrich gelegentlich dunkle Wege, aber er tat dennoch niemals etwas, um solches Handeln als Vorbild hinzustellen. Im Gegenteil: „Man muß auf dieser Welt zur rechten Zeit zu reden und zu schweigen wissen.“ Dies ist zwar in anderem Zusammenhang gesagt, hängt aber doch zusammen mit dem Hauptvorwurf, den er Machiavelli macht, er habe Dinge ausgesprochen, um die und deren gelegentliche Notwendigkeit im Grunde jeder weiß, die man aber besser verschweigt, damit sie nicht als schlechtes Beispiel wirken (Kapitel VIII). Ins Scherzhaftes gewendet wird dies an einem Vorfall in London illustriert, wo man ein Lustspiel „Cartouche“ aufführte, in dem die Streiche und Gaunerstücke eines gerissenen Diebes gezeigt werden; am Ende des Stückes entdeckten viele Leute, daß ihnen Ringe, Tabakdosen oder Uhren fehlten. „So schnell hatte Cartouche Schule gemacht, daß seine Lehren noch im Zuschauerraum zur Tat wurden und die Polizei sich veranlaßt sah, die gar zu gefährliche Aufführung dieses Lustspiels zu untersagen.“ Überdies sei es ganz und gar unerträglich, um alle die Scheußlichkeiten im voraus zu „wissen“, die an die Macht führen und diese erhalten, und dann doch noch nach der Herrschaft zu streben (Kapitel XVII),